Katzenjammer.

Man braucht keinem Deutschen zu erzählen, was das Wort „Katzenjammer", das irgendein Witzling als „Reue des Magens" definiert hat, bedeutet. Der unbeschreibliche Zustand, den es kennzeichnet, hat im Deutschen gar keine andere Bezeichnung, wenn man das abgeleitete, schlichte Wort „Kater" ausnimmt; denn was sonst an sinnverwandten Ausdrücken besteht, wie „heulendes Elend, graues Elend", ist schon etwas anderes. Zudem ist „Katzenjammer" auch schriftdeutsch, während das Wort „Kater" der Vulgärsprache angehört. Es wird nun vielleicht interessieren, daß kein Geringerer als Goethe, man denke, der würdevolle Olympier, den Ausdruck in die Literatur eingeführt und damit sozusagen „hoffähig" gemacht hat. Im Oktober 1814 dichtete er bei seiner Anwesenheit in Heidelberg, also auf einem Boden, da Räusche und Katzenjammer gedeihen, die Verse seines westöstlichen Divans:

„Welch' ein Zustand! Herr, so späte
Schleichst du heut' aus deiner Kammer,
Verser nennen's bidamag buder,
Deutsche nennen's Katzenjammer!"

Und in der Antwort auf diese Bemerkung des Schenken gibt der Dichter zugleich eine Schilderung des Zustandes:

„Mir will nicht die Welt gefallen,
Nicht der Schein, der Duft der Rose,
Nicht der Sang der Nachtigallen."

Das Wort ist vorher im deutschen Schrifttum nicht nachzuweisen, und man hat das Recht, anzunehmen, daß der damals 65jährige Goethe es erst kurz zuvor kennengelernt hatte. Von wem oder wo? Natürlich in Heidelberger akademischen Kreisen; es ist also ein Ausdruck der Heidelberger Studentensprache gewesen. Mit dem Paß von Goethe versehen, fand es überall Eingang, und zwar recht rasch. Schon ein Jahr später schrieb Clemens Brentano die Zeilen:

„Hast auf der Hochzeit du zu viel getanzt,
Trankst du zu viel, hast du den Katzenjammer."

Seitdem gehört es zu dem stehenden Wortgut der Dichter, zunächst der Romantiker. Man findet es bei von Arnim, Eichendorff, Platen, und, wie jedermann bekannt ist, besonders bei Heinrich Heine. Wie oft ist nicht der Vers zitiert worden von dem Volke, „das heut so katzenjämmerlich" ist, während es „gestern noch so schön besoffen" war.

Ja, wird man einwenden: das Wort „Katzenjammer" ist erst um 1814 in die Literatur eingeführt worden und wahrscheinlich erst seit wenigen Jahren vorher in der Umgangssprache in Gebrauch gewesen. Das Wort „Kater", das übrigens sicher nicht von Katarrh abzuleiten ist, wie manche glauben, ist erst um 1850 aufgekommen; wie nannte man den Zustand früher? Den bekannten Zustand, den Heine höchst anschaulich mit den Worten beschreibt:

„Ich aber sitze und kaue verdrießlich
Einen alten Hering, den salzigen Tröster
In Katzenjammer und Hundetrübsal!"

Der war doch in Deutschland und besonders auf Deutschlands hohen Schulen immer vertreten. Nun, die Antwort ist zu geben; man nannte ihn „Cornelius" und verstand darunter sowohl den physischen wie den moralischen Katzenjammer.

Haus- und Zimmergarten

Farnkräuter am Blumenfenster. Zur Verzierung kleiner Gärten und als Schmuck des Blumenfensters eignen sich Farne vortrefflich. Wegen ihres malerischen Aussehens sind verschiedene Arten namentlich zur Ausstattung von Grotten sehr beliebt. Zur Verwendung im Hausgarten und am Blumenfenster wählt man am besten die bei uns wildwachsenden Farnkräuter, und zwar für das Blumenfenster die niedrigen Formen mit feiner Wedelbildung. Bei der Kultur kommt es mehr noch als bei den meisten anderen Pflanzenarten darauf an, daß wir die Natur möglichst nachahmen. Farnkräuter, die wir aus dem Walde ins Hausgärtchen oder vor das Blumenfenster verpflanzen, suchen wir nach Möglichkeit in Erde zu bringen, die der, worin sie in der freien Natur wuchsen, gleich ist. Was die Lage betrifft, so pflanzen wir Königsfarn und andere Farne, die einen feuchten Standort lieben, an den niedrig gelegenen Stellen des Hausgartens an und helfen durch reichliches Gießen nach. Nach der Pflanzung wird der Boden mit einer Moosschicht bedeckt und mehreremal tüchtig begossen. Ist die erste Schicht verwittert, so bringt man, ohne diese abzutragen, eine neue darüber. Die weitere Pflege der Farnpflanzen ist einfach und ohne viele Mühe. Die einen feuchten Standort liebenden Arten werden vom Frühjahr bis zum Herbst nach Bedarf reichlich begossen, ein übermaß an Feuchtigkeit braucht man nicht zu befürchten. Im Herbst bringt man etwa angepflanzte empfindliche Arten in Kästen und überwintert sie selbst in geeigneten Räumen oder bringt sie zum Gärtner ins Gewächshaus.

Frühe Gartengewächse heranzuziehen. Eine eigentümliche Treibmethode einiger Küchenpflanzen ist am Rhein im Gebrauch und verdient allgemein bekannt zu werden. Die Gurkenkerne werden im Monat April in feuchte, wollene Lappen gewickelt und mit diesen in das Bettstroh gesteckt. Schon nach vier Tagen entwickeln sich die Keime; die Kerne werden dann entweder sogleich auf Pferdedünger in das freie Land gelegt oder in Töpfe gesät, die so lange im Zimmer gehalten werden, bis das dritte Blatt der Pflanze erscheint. Dann werden sie aus den Töpfen gestülpt und in das freie Land gesetzt, aber jeden Abend mit den Töpfen bedeckt, die in der Frühe wieder entfernt werden. Mitte Mai läßt man die Töpfe ganz weg. Es ist schon oft vorgekommen, daß Landleute nur einige Tage später Gurken lieferten als die Gärtner, die die Gurken in Mistbeeten gezogen hatten. Ebenso geschieht es mit den frühen Zwergbohnen, die in Töpfen durch Zimmerwärme erzogen und dann ausgesetzt werden. Wenn in andern Gegenden die Säezeit der Bohnen kommt, kann man am Rhein schon fußhohe Pflanzen finden.

Hier und dort

Eßbare Ameisen. Ein Afrikareisender sah auf seiner Reise durch den Kongo eines Abends mehrere Schwarze, die sich hockend über den Boden hinbewegten. Mit großer Schnelligkeit führten sie ihre Hände immer wieder von der Erde zum Mund. Über dieser Gruppe schwebte eine weißliche Wolke, die man für Schnee hätte halten können, wenn sie sich nicht aufwärts bewegt hätte. In Wirklichkeit bestand sie aus weißen Ameisen, die in einer bestimmten Jahreszeit Flügel bekommen. Sie fliegen abends auf und fallen dann wieder zurück und verlieren ihre Flügel. Die Neger verspeisen nun so viele Ameisen, als sie irgend greifen können, ohne sich auch nur die Mühe zu nehmen, ihnen vorher die Flügel auszureißen. Sie suchen sich einen guten Platz dafür aus, nämlich die Nachbarschaft großer Ameisenhaufen, aus denen die Ameisen zu Hunderten und Tausenden hervorkommen, um ihre Luftreise zu unternehmen. Eine erhebliche Fläche wimmelt dann geradezu von diesen ziemlich großen Insekten, die eine Länge von 1 bis 1½ Zentimetern und eine Dicke von 1 Millimeter erreichen. Die Schwarzen sind bei ihrer Ameisenmahlzeit unermüdlich und suchen, wenn eine der weißen Wolken verschwunden ist, sofort nach einer andern.

Wissen Sie schon?

Wenn ein Sinnesorgan leistungsunfähig geworden ist, muß nicht unbedingt das dazugehörige Gehirnzentrum, das heißt, das Organ, durch das die empfangenen Eindrücke eigentlich zum Bewußtsein kommen, seine Tätigkeit einstellen. So können Leute, die jahrelang erblindet waren, Visionen haben. Der stocktaube Beethoven hörte nicht bloß „innerlich", er schuf auch als Tauber seine gewaltigsten Werke. Bei Blind- und Taubgeborenen dagegen sind Gesichts- oder Gehörstäuschungen nie beobachtet worden.

*

Man kann aus einem Kilogramm Baumwolle einen Faden von etwa 140 Kilometern Länge spinnen. Es entspricht dies der Entfernung von Berlin nach Bernburg i. Anh.

*

Man kann, normale Augen vorausgesetzt, das Weiße im Auge eines Menschen noch bei einer Entfernung von 28 Metern erkennen, die Augen selbst noch bei 70 Metern, 90 Meter weit sind noch alle Teile und auch schwache Bewegungen des Körpers zu erkennen. Bei 180 Metern sind die Gesichtszüge unklar und verschwommen; bei 360 Metern ist das Gesicht nur noch als Punkt sichtbar, größere Bewegungen der Arme und Beine sind noch zu erkennen. Bei 540 Metern hört die Unterscheidbarkeit einzelner Körperteile auf. Bei 720 Metern kann man die Leute einer Gruppe nicht mehr zählen, auch ihre Bewegungen nicht mehr sehen. Bei 900 Metern erscheint eine Front Soldaten wie ein breiter Gürtel. 1090 Meter weit ist Infanterie von Kavallerie noch zu unterscheiden, bei 1800 Metern erscheint aber auch ein Reiter nur noch als ein Fleck.

Laßt uns lachen.

Lehrer: „Leute, die schlechte Kleider und kein Geld haben, nennt man arm, und wie nennt man die, die Schätze haben?" — Der kleine Fritz: „Dienstmädchen."

„Sie humpeln ja, Herr Meier?" — „Ach, wissen Sie, die Hühneraugen wachsen mir schon zum Halse hinaus."

Diener: „Die gnädige Frau läßt grüßen und läßt bitten, Sie möchten doch morgen mittag zur Gans kommen."

Unterhaltungs-Beilage
zum
Allgemeinen Anzeiger
und
Schalksmühler General-Anzeiger.

Nr. 27. | Druck und Verlag: Wilh. Bell jr., Halver i. Westf. | 1922

Der Diamantenmacher

Roman von Wilhelm Rubiner.

(27. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Er hatte einen Moment sein Gesicht abgewandt. Dann aber wendete er sich wieder zurück und sah sie forschend und schweigend an.

So vergingen einige Sekunden, bis ihr dieses starre Schweigen peinlich wurde.

„Also — Herr Neerbosch?" fragte sie etwas lauter.

„Was wollen Sie?" sagte er rauh. „Das, was Sie da reden, ist nicht wahr!"

„Ja, aber —" wandte sie ein, indem ihr eine flammende Röte ins Gesicht schoß.

„Wie kommen Sie zu mir?" fragte er weiter in seinem früheren Ton. „Wer hat Sie geschickt?"

„Ein Herr sagte es mir", antwortete sie vollständig verwirrt, „es fällt mir im Augenblick sein Name nicht ein."

„Wo haben Sie den Stein?" fragte er weiter.

„Ich habe ihn zu Hause, ich will mir ihn kommen lassen", antwortete sie.

Er erhob sich von seinem Sitz und stand vor ihr mit vorgebeugtem Kopf und gebeugtem Rücken.

„Sie haben also keinen Stein", sagte er. „Sie haben nur etwas geredet. Sie wollen etwas anderes — — was wollen Sie? Warum kommen Sie zu mir?"

Sie hatte die Empfindung, als wenn sie ihre Füße nicht mehr tragen wollten. Das Blut stieg ihr vom Herzen zum Kopfe und hämmerte in ihren Schläfen, als wollte es die Adern sprengen.

„Ach, gestatten Sie, daß ich mich setze", sagte sie schwach. „Es ist mir ein wenig übel."

Neerbosch rührte sich nicht. Er sah ruhig zu, wie sie zum Tisch ging, den Stuhl rückte und sich darauf fallen ließ. Nun lehnte sie sich ein wenig zurück und schloß die Augen. Und jetzt wurde ihr etwas leichter. Die Hitze ließ nach, das Herz wurde ruhiger, und sie fühlte, daß ihr der Mut wiederkehrte.

Neerbosch war unterdessen stehen geblieben. Mit Mißtrauen und unterdrücktem Zorn betrachtete er das fremde Mädchen, deren wahren Wunsch er nicht ergründen konnte.

„Bitte", sagte er jetzt rauh, „Sie stören mich in der Arbeit. Sagen Sie kurz, was Sie von mir wollen."

Nunmehr hatte sie sich gesammelt. In einem Ton, der gerade nicht bescheiden klang, antwortete sie:

„Sie haben recht, Herr Neerbosch. Aber ich kann es Ihnen nicht so sagen. Erlauben Sie, daß ich etwas länger hier bleibe?"

„Tut mir leid", sagte er, „ich muß arbeiten. Kann keine fremden Damen hier brauchen. Wenn Sie nichts sagen, gehen Sie."

Else antwortete nicht und rührte sich nicht von ihrem Sitz. Aber sie griff zu ihrer Handtasche, holte das Portemonnaie heraus, nahm zwei holländische Goldstücke und legte sie auf den Tisch.

„Ich verlange nichts umsonst", sagte sie jetzt. „Ich zahle dafür, daß ich eine Stunde länger bleiben darf, dieses Geld, Sie können dabei ruhig weiterarbeiten."

Neerbosch stand noch unschlüssig da. Er sah abwechselnd die Goldstücke und das junge Mädchen an.

Dann lachte er.

„Gut. Wenn es Ihnen so viel Wert ist . . . bleiben Sie hier."

Er rührte aber das Geld nicht an, sondern begab sich auf seinen Platz zur Schleifbank.

„Wollen Sie denn nicht das Geld nehmen, Herr Neerbosch?" fragte sie in liebenswürdigem Ton.

„Ich weiß noch nicht, wofür sie bezahlen", antwortete er.

„Das ist ganz gleich", sagte sie wieder liebenswürdig. „Das wird schon alles kommen. Auf alle Fälle zahle ich das, weil ich hier bleiben kann. Ich verlange für dieses Geld gar keinen Dienst. Ich bitte Sie, es zu nehmen."

Er sah noch einmal fragend zu ihr hin, stand dann langsam auf und nahm zögernd das Geld in die Hand.

„Danke schön, Fräulein", sagte er.

Er setzte sich wieder an seine Bank und begann zu arbeiten.

Sie sprach nichts, sah ihm zu, und dabei wogten in ihrem Kopf die Gedanken wie ein Weberschiffchen.

So verging mehr als eine Viertelstunde. Er arbeitete weiter und schien sie in keiner Weise zu beachten.

Da stand sie endlich auf und schritt auf ihn zu.

„Wird es Sie in der Arbeit stören, wenn ich mit Ihnen spreche?" fragte sie.

„Ich will aufhören", antwortete er.

„Nein, es ist mir lieber, wenn sie dabei weiterarbeiten", sagte sie.

„Gut, ich will mich einrichten", bemerkte er.

„Werden bald Leute kommen?" fragte sie weiter. „Ich möchte ungestört mit Ihnen sprechen."

Er musterte Sie wieder mit großem Mißtrauen. Welches Geheimnis führte dieses elegante deutsche Mädchen zu ihm. Er hatte im Zimmer fremde Diamanten für ein paar tausend Gulden . . . Sollte sie etwa? . . . Er schüttelte den Kopf. Nein, wie ein Räuber sah sie nicht aus.

Er ging zur Türe und schloß sie sorgfältig zu.

„Jetzt kann niemand kommen", sagte er, „und ich werde Arbeit machen, die still ist."

Er setzte sich an den Tisch, holte mehrere kleine Steinchen aus einer Schublade und begann seine Beschäftigung, indem er eines der Steinchen in ein trichterartiges, metallenes Instrument steckte, dessen Höhlung mit Kitt ausgefüllt war.

„Es ist wahr — ich habe nur eine Ausrede gebraucht. Ich besitze keinen Stein. Ich will eine Auskunft haben."

Er beschäftigte sich weiter und sagte nichts.

„Ich möchte Ihnen gleich offen und ehrlich gestehen, Herr Neerbosch", fuhr sie fort, daß es mir auf einige hundert Gulden nicht ankommt. Ich weiß, daß ich von Ihnen viel erlangen werde."

Er warf ihr wieder von der Seite einen forschenden Blick zu, verhielt sich aber weiter schweigend.

Sie sah ihm eine kurze Weile zu. Dann sagte sie:

„Also, ich will mit der ganzen Wahrheit herauskommen", fuhr sie fort, „ich sehe ein, daß ich mit Ausreden nicht weiter komme. Nun, Herr Neerbosch, ich will von Ihnen erfahren, ob ein Mann, ein Deutscher, geschliffene Diamanten, sehr große und auch kleinere Steine, anders schleifen läßt."

Er wandte rasch den Kopf, und die Hand, in der er ein Instrument hielt, zitterte leise.

„Nein", sagte er kurz, „ich weiß nichts."

„Vielleicht doch", meinte sie ruhig. „Ich möchte es erfahren, ich muß es wissen. Sie brauchen bei mir nichts zu fürchten . . . ich habe mit der Polizei nichts zu tun. Ich bin nur meine eigene Polizei. Es hängt für mich sehr, sehr viel davon ab, daß ich es erfahre."

Neerbosch war ganz ruhig geworden.

„Ich weiß nichts, Fräulein", sagte er, „da müssen Sie einen anderen fragen."

„Und wen, welchen Herrn könnte ich da fragen?"

„Das weiß ich nicht", antwortete er, „es gibt so viele."

„Aber es ist doch richtig, daß hier in Amsterdam Steine umgeschliffen werden?" meinte sie.

„Ich weiß nicht, Fräulein."

Immer wieder „ich weiß nicht". Sie war über diese ständige, eigensinnige Antwort dem Weinen nahe.

„Herr Neerbosch", begann sie wieder, „glauben Sie mir, daß Sie von mir nichts zu befürchten haben. Und, wie ich Ihnen sagte, es kommt mir auf Geld nicht an. Ich will es ja gut bezahlen. Sagen Sie mir es doch, geben Sie mir eine Antwort, die mir Klarheit verschafft!"

Neerbosch schwieg und beschäftigte sich sehr aufmerksam mit seiner Arbeit. Nun aber sagte er:

„Warum geben Sie sich Mühe, Fräulein? Sie fragen Geschäftssachen, die man nicht beantworten kann. Keiner wird antworten. Das ist Geschäft, das ist Geheimnis. Keiner wird erzählen. Man will ruhig leben und keine Aufregungen haben. Ich weiß nichts. Ein anderer weiß auch nichts. Keiner weiß. Keiner macht das. Mehr kann ich nicht sagen."

„Ich kann also von Ihnen gar nichts erfahren?" fragte sie.

„Was wollen Sie erfahren, wenn ich nichts weiß", antwortete er.

Sie kam nicht von der Stelle — das sah sie ein. Sie stand auf mit bitteren Gedanken und mit schwerem Herzen.

Er stand gleichfalls auf, griff in seine Tasche und legte die beiden Goldstücke auf den Tisch.

„Hier ist das Geld, Fräulein", sagte er.

Sie warf einen Blick darauf, dachte einen Moment nach und kam zu einem neuen Entschluß.

„Nein, bitte", sagte sie. „Das habe ich gezahlt, weil ich Sie gestört habe. Das Geld gehört Ihnen . . . auf alle Fälle. Überlegen Sie sich, Herr Neerbosch, vielleicht können Sie mir doch irgendeine Auskunft geben: Ich will morgen noch einmal kommen. Und ich verlange nichts umsonst."

Sie ging langsam zur Tür, und er begleitete sie bis zur Treppe. Dann tastete sie sich vorsichtig die unbekannten dunklen Stufen hinab.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Else ging den Weg zurück durch die schmutzigen, lärmerfüllten Straßen, ohne diesmal nur einen Moment auf die Umgebung zu achten. Eine der hohen Brücken über eine Wasserader überschreitend, gelangte sie weitergehend abermals zu einer Gracht, die breit, und mit Bäumen dicht umfaßt, dem Auge ein lebensvolles und ungemein freundliches Bild darbot.

Und hier blieb sie endlich stehen und fing an, das sehr traurige Resultat ihres Besuches bei Neerbosch zu überdenken. War es denn wirklich nichts, gar nichts? Es war doch etwas, wenn man genau unterschied, wenn man das Verhalten dieses Mannes nur richtig beurteilte. Er sagte immer wieder, daß er nichts wüßte. Aber ein Mensch, der in der Tat nichts gewußt hätte, würde sich doch anders betragen, er würde anders geantwortet haben. Seine Reden hatten alle das Merkmal der Überlegung, der Vorsicht, der Verschwiegenheit. Er gab doch selbst zu, daß keiner etwas verraten würde, selbst wenn er was zu sagen wüßte. Also mußte er doch wohl wissender sein, als er sich stellte.

Doch wenn es auch der Fall war — hatte sie deswegen Aussicht, etwas von ihm zu erfahren?

Zum ersten Male suchte sie die Folgen auszudenken, die eintreten konnten, wenn er sagen würde: „Ja, ich schleife Diamanten um, für einen Mann, der so und so heißt und so und so aussieht."

Sie würde natürlich sofort zur Polizei gehen, würde die Sache zur Anzeige bringen, und das erste, was geschehen würde, könnte sein: man zieht Neerbosch zur Rechenschaft. Ob er bestraft oder in Haft gehalten würde, wußte sie nicht. Aber er hätte es doch vor allem mit der Polizei zu tun. Und wie hatte er gesagt? „Man will ruhig leben." Mit der Ruhe wäre es aber dann freilich vorbei.

Ja, hier mußte sie sich selbst sagen: der Mann wäre doch ungeheuer dumm, wenn er etwas verraten würde. Und Neerbosch machte durchaus nicht den Eindruck, als wenn er dumm wäre.

Aber sie, Else, selbst kam sich dafür jetzt recht dumm vor. Ein kindlicher Gedanke war es, nur einen Moment zu glauben, daß sich irgendein Mensch freiwillig verraten und sich in eine Gefahr begeben würde. In der Tat — keiner, aber auch keiner würde antworten, und Neerbosch ganz gewiß nicht. Jeder neue Versuch wäre nur ein Mißerfolg, und ein verdienter Mißerfolg. Ihre ganze Reise nach Amsterdam war nur eine Wallung der Phantasie, die Jagd nach einer Seifenblase. Sie konnte jetzt mit dieser Gewißheit heimkehren . . .

Völlig entmutigt und mit schwerem Herzen setzte sie sich wieder in Bewegung. Sie ging mechanisch vorwärts, ohne sich um Weg und Richtung zu kümmern und mit träumenden offene Augen, ohne etwas zu sehen.

Sollte sie wirklich ihren Koffer packen? Was sollte sie noch hier? Wozu sollte sie den Mann noch einmal aufsuchen? Je länger sie blieb, ohne schließlich ein Resultat zu erreichen, desto demütigender war es doch für sie, den andern gegenüber und auch für sie selbst.

Sie wanderte weiter, ziellos, bis sie große Müdigkeit verspürte und ihr Hotel aufsuchte. Nachdem sie kurze Zeit geruht hatte, stand sie mit einem raschen Entschluß auf und begann ihren Koffer in Ordnung zu bringen.

Sie hatte noch mehrere Stunden Zeit bis zum Abgang des Zuges, der die Richtung nach Berlin einschlug. Sie mußte noch zuvor zu van Elten gehen, um mit ihm abzurechnen. Der Gedanke an das Geld, das sie ihm zahlen mußte, ärgerte sie jetzt. Es war eine ziemlich große Summe — Geld, das umsonst hinausgeworfen wurde. Aber er hatte es ihr ja gesagt, daß kaum etwas zu erreichen sein würde. Dieser kluge Mann kannte die Verhältnisse und die Leute. Wie wird er nun innerlich lachen, wenn er sein Geld einstreichen wird . . . dieses Geld, das ein eigensinniger Mädchenkopf so leichtsinnig verschwendet hatte. Sie hielt im Packen inne und setzte sich resigniert auf einen Stuhl.

Gab es denn gar keinen Ausweg aus diesem Wirrsal, kein Mittel, um doch wenigstens etwas, nur ein weniges zu erfahren?

Sie dachte und sann. Mit weiblicher List, mit irgendeiner Art Schlauheit war nichts auszurichten. Sie fühlte und wußte, daß ihrem ehrlichen Denken jede hinterhältige List fehlte. Und hier hätte auch keine Schlauheit verfangen; wo Gefahr ist, ist jeder Mensch auf seiner Hut und läßt sich nicht übertölpeln.

Sie hatte es mit der offenen, aufrichtigen Wahrheit versucht — sie mußte dabei bleiben, es war für sie auch das beste. Aber mit welchen Mitteln konnte sie bis zur Wahrheit des Geheimnisses durchdringen? Was konnte diesen alten Diamantenschleifer bewegen, ihr nur einen schwachen Aufschluß, wenigstens einen Fingerzeig zu geben?

Sie saß eine ganze Weile reglos, mit finsterem Gesicht, mit tiefem Ärger im Herzen, tausend Gedanken erwägend.

Plötzlich aber stand sie lebhaft auf, mit leuchtendem Blick und neuerwachter Hoffnung. Da war ein Weg — so schien es ihr — da winkte eine Möglichkeit . . . immerhin eines Versuches wert. Vielleicht führte er doch zum Ziel. Vielleicht . . . Unbedingt wollte und mußte sie noch einmal den Gang zu Neerbosch machen. —

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Dichtung.

Lerchenglück.

Hinter der Scholle des Ackers verbirgst du weise dein Nestchen,
Wo du bei Gattin und Kind heimlich das Liebste bedenkst.
Doch was daheim dich beglückt, du mußt es draußen verkünden
Und zum Himmel empor trägt es dein jauchzender Mund.
Aber je höher du dringst, je sehnender jubelt das Herz dir,
Weil dich die Ferne gemahnt, was es zu Hause verließ.
Und der Lieben gedenk, erfaßt von unsäglichem Heimweh,
Wirft dich ein jäher Entschluß heim an die irdische Brust,
Daß du nahes und fernes verbindest im Wechselverlangen,
Wie die Liebe allein Himmel und Erde verknüpft!

Johann Georg von Fischer.

Willensstärke.

Von Anton Tschechow.

(Nachdruck verboten.)

Ich war knapp 23 Jahre alt, als ich mich bis über die Ohren in meine Frau verliebte und um ihre Hand anhielt . . .

Heute könnte ich mich für diese frühe Heirat ohrfeigen, damals aber dachte ich ganz anders. Ich weiß wahrhaftig nicht, wozu ich fähig gewesen wäre, wenn Natascha mir einen Korb gegeben hätte. Es war eine richtige Romanliebe: wahnsinnig, leidenschaftlich usw. Mein Glück drohte mich zu ersticken, und da ich nicht wußte, wohin damit, langweilte ich meinen Vater, die Freunde, die Dienstboten, indem ich ihnen beständig erzählte, wie feurig meine Liebe wäre.

Zu meinen Freunden zählte damals ein junger Advokat. Zwei-, dreimal in der Woche besuchte ich ihn. Wir räkelten uns dann jeder auf einem Sofa herum und philosophierten.

So lag ich auch eines Tages bei ihm auf dem Diwan und sprach davon, daß es keinen undankbareren, überflüssigeren Beruf gebe, als es der Anwaltsstand sei. Ich bemühte mich, zu beweisen, daß der Gerichtshof mit einem gründlichen Zeugenverhör sehr gut ohne Staatsanwalt und ohne Verteidiger auskommen könne.

„Wenn ein geistig normal veranlagter Geschworener", sagte ich, „zu der Überzeugung gelangt, daß diese Decke weiß, daß Iwanow die Tat begangen hat, so ist kein Demosthenes imstande, ihn in dieser Überzeugung zu erschüttern und wankend zu machen. Wer kann mich z. B. überzeugen, ich hätte einen roten Schnurrbart, wenn ich doch genau weiß, daß er schwarz ist? Schön! Ich höre dem Redner zu, lasse mich von ihm erwärmen, beginne vielleicht zu weinen — aber meine ursprüngliche Überzeugung wird dadurch in keiner Weise beeinflußt!"

„Überzeugung! Überzeugung!" entgegnete der Advokat. „Es gibt keine Überzeugung, die nicht erschüttert und zerstört werden könnte! Nehmen wir z. B. dich . . . du bist natürlich davon überzeugt, daß deine Braut ein Engel ist, und daß es in ganz Moskau keinen glücklicheren Menschen gibt als dich, nicht wahr? . . . Und trotzdem mache ich mich anheischig, dich in 10 bis 20 Minuten soweit zu bringen, daß du dich hier an den Tisch setzest und deiner Braut eine Absage schreibst."

Ich begann zu lachen.

„Lache nicht! Ich spreche ganz im Ernst!" sagte mein Freund. „Wenn ich will, wirst du nach zwanzig Minuten glücklich in dem Gedanken sein, nicht heiraten zu müssen. Ich besitze kein besonderes Talent, aber du bist ja auch keiner von den Starken."

„Na, dann probier's doch mal!" sagte ich.

„Nein. Wozu? Ich sage das nur so. Du bist ein guter Junge, und es wäre grausam, ein solches Experiment mit dir vorzunehmen. Außerdem bin ich heute nicht in der Stimmung."

Wir setzten uns zum Abendbrot. Die Gedanken an Natascha, an meine Liebe, erfüllten mich vollständig. Mein Glück war so groß, so grenzenlos, daß der mir gegenübersitzende Advokat mit seinen grünen Augen mir unglücklich, klein, unbedeutend vorkam . . .

„Probier's doch!" drängte ich ihn. „Ach bitte!"

Der Advokat schüttelte den Kopf und runzelte die Stirn. Augenscheinlich wurde ich ihm lästig.

„Ich weiß", sagte er, „du würdest mir nach diesem Experiment danken, mich deinen Retter nennen, aber man muß doch auch an die Braut denken. Sie liebt dich. Deine Absage würde ihr Schmerz verursachen. Und sie ist doch so reizend! Wahrhaftig, ich beneide dich!"

Der Advokat seufzte, trank seinen Wein aus und begann begeistert von Natascha zu sprechen. Er hatte eine ungewöhnlich lebhafte Darstellungsgabe. Über weibliche Augenwimpern oder einen kleinen Finger konnte er stundenlang sprechen. Ich hörte ihm mit Vergnügen zu.

„Ich habe in meinem Leben schon viele Weiber gesehen", sagte er, „aber auf Ehrenwort: deine Natalia Andrejewna ist eine Perle, ein seltenes Mädchen! Natürlich hat sie auch ihre Fehler, sogar große Fehler, wenn du willst, aber sie ist doch entzückend!"

Und der Advokat fuhr fort, von meiner Braut zu sprechen. Heute verstehe ich sehr gut, daß er von den Frauen im allgemeinen, von ihren schwachen Seiten im allgemeinen sprach, damals aber hatte ich den Eindruck, daß er nur von Natascha spreche. Er begeisterte sich für ihr Stumpfnäschen, für ihr Aufschreien, ihr kreischendes Gelächter, ihr Affektieren, kurz für alles, was mir an ihr mißfiel. Alles das war seiner Meinung nach überaus lieb, graziös, weiblich. Ohne daß ich es gewahr wurde, ging er aus dem entzückten Ton in einen väterlich-erbaulichen, dann in einen leicht verächtlichen über. Ich kam überhaupt nicht dazu, den Mund zu öffnen, und was konnte ich auch sagen? Mein Freund brachte ja nichts Neues vor, sondern nur Tatsachen, die schon lange allgemein bekannt waren. Das ganze Gift lag nicht in dem, was er sagte, sondern in der Form, wie er es sagte. Weiß der Teufel, was das für eine Form war! Damals machte ich die Entdeckung, daß ein und dasselbe Wort tausend Bedeutungen und Nüancen haben kann, je nach der Aussprache, je nach der Form, die man der Phrase gibt.

Natürlich kann ich heutigen Tages weder die Aussprache, noch die Form wiedergeben, nur soviel weiß ich noch, daß ich schweigend aus einem Winkel in den anderen ging, meinem Freunde zuhörte, mich mit ihm zusammen aufregte, unwillig, betrübt wurde. Ich glaubte ihm sogar, als er mir mit Tränen in den Augen offenbarte, daß ich ein großer Mensch, daß ich eines besseren Loses würdig sei, daß mir für die Zukunft noch eine ganz besondere Aufgabe winke, an deren Lösung diese Heirat mich nur hindern würde.

„Mein Freund!" rief er, kräftig meine Hand drückend. „Ich flehe dich an, ich beschwöre dich: kehre um, solange es noch Zeit ist! Kehre um! Der Himmel bewahre dich vor diesem schrecklichen, grausamen Irrtum! Denke an deine ruhmreiche Zukunft, mein Freund!"

Sie mögen es glauben oder nicht — schließlich saß ich am Tisch und schrieb meiner Braut einen Absagebrief. Und beim Schreiben empfand ich eine lebhafte Freude, daß es noch nicht zu spät war, meinen Fehler wieder gutzumachen. Ich kuvertierte den Brief und eilte auf die Straße, ihn in den Kasten zu stecken. Der Advokat begleitete mich.

„Vortrefflich! Ausgezeichnet!" lobte er, als mein Brief an Natascha im Dunkel des Kastens verschwand. „Ich gratuliere dir von Herzen! Ich freue mich für dich!"

Er ging schweigend zehn Schritte und fuhr fort:

„Freilich hat die Ehe auch ihre guten Seiten. Ich z. B. gehöre zu denjenigen Leuten, für welche Ehe und Familienleben alles Glück auf Erden bedeuten."

Und er beschrieb mir sein Leben, dieses einsame Junggesellenleben, in seiner ganzen Garstigkeit.

Er sprach mit Begeisterung von seiner zukünftigen Frau, von der Wonne des Familienlebens, er geriet in eine so warme, aufrichtige Begeisterung, daß, als wir vor meinem Hause anlangten, ich der Verzweiflung nahe war.

„Was hast du getan, Unseliger!" stöhnte ich. „Du hast mich zugrundegerichtet! Du hast mich jenen verfluchten Brief schreiben lassen! Und ich liebe doch Natascha! Ich liebe sie!"

Entsetzen ergriff mich über meine Handlungsweise, die mir mit einemmal roh und gedankenlos vorkam. Ein stärkeres Gefühl als jenes, das mich damals beherrschte, kann ich mir nicht vorstellen. Oh, was ich damals durchlebte, was ich litt! Hätte sich ein guter Mensch gefunden und mir einen Revolver in die Hand gedrückt, ich hätte mir mit Wonne eine Kugel durch den Kopf gejagt.

„Na, genug, genug . . ." sagte der Advokat nach einer Weile, klopfte mir auf die Schulter und begann zu lachen. „Genug! Trockne deine Tränen! Natascha bekommt den Brief gar nicht. Die Adresse habe ich ja geschrieben, und ich habe sie so gekritzelt, daß man's auf der Post nicht wird lesen können. Aber laß dir das als Warnung dienen, nie über Sachen zu streiten, die du nicht verstehst."